

*Diamond, Jared: Der dritte Schimpanse. Evolution und Zukunft des Menschen. Frankfurt am Main 1994, S. Fischer, 499 S.*

Die Evolution des Menschen ist ein Thema, welches nach wie vor auf ein breites Interesse unter Philosophen, Wissenschaftlern und interessierten Laien stößt - sucht man doch auch hier nach Antworten auf grundlegende Fragen philosophischer, sozialwissenschaftlicher und ethischer Natur. Auch das Buch des bekannten amerikanischen Ornithologen und Evolutionsbiologen Jared Diamond versucht auf Grund evolutionstheoretischer Überlegungen und mit vielfältigen Beispielen dem Wesen des Menschen näherzukommen. Dabei ist es verständlich zu lesen und spannend geschrieben, ganz in der guten amerikanischen Tradition populärwissenschaftliche Sachbücher auf hohem wissenschaftlichen Niveau zu verfassen (man denke nur an die Bücher des Evolutionsbiologen Stephen J. Gould).

Dramaturgisch gelungen demonstriert Diamond im ersten Teil des Buches an Hand neuester wissenschaftlicher Erkenntnisse, daß sich der Mensch vom genetischen Apparat her nur unwesentlich von seinen nächsten Verwandten unterscheidet: Die DNS des Menschen ist zu 98,4% mit der DNS des Schimpansen bzw. des Zwergschimpansen identisch, der Mensch ist also biologisch gesehen nur eine dritte Schimpansenart. Andererseits aber sind die phänomenologischen Unterschiede, die aus dieser Differenz kommen müssen, gewaltig: Der aufrechte Gang, das große Hirnvolumen, die Fähigkeit zu hochdifferenzierter Sprache u.a. sind einzigartig unter den Primaten. Das Paradoxon wird aber noch größer, wenn wir etwas später erfahren, daß sich der Mensch, der vor 100 000 Jahren lebte, weder genetisch, noch phänotypisch (etwa im Hirnvolumen) vom heutigen Menschen unterschieden hat. Der große kulturelle Sprung in der Entwicklung trat aber erst vor etwa 40 000 Jahren mit dem Cro-Magnon-Menschen ein. Das Wachstum des Gehirnvolumens (und die damit verbundenen genetischen Veränderungen) lag also zeitlich weit vor der kulturellen Evolution des Menschen. Diese spannenden Erkenntnisse sollten eigentlich den Schluß nahelegen, daß die rein genetische Herangehensweise an die Evolution und speziell an den Menschen längst nicht ausreichend sein kann, um diese Prozesse in ihrer ganzen Komplexität erfassen zu können.

Dieser Schluß wird vom Autor nicht gezogen, welcher im Gegensatz stark dem genetischen Reduktionismus anhängt. Damit reiht er sich in die wieder salonfähig gewordene Wissenschaftsströmung des Biologismus ein, welche mit der Soziobiologie (siehe "Das egoistische Gen" von Richard Dawkins) ihren Ausgangspunkt nahm und auf dem Paradigma, daß sich die Evolution der Lebewesen inklusive des Menschen und alle Vielgestaltigkeit ihres Verhaltens auf die Entwicklung der Gene reduzieren läßt, beruht. Diese Richtung erfreut sich momentan wieder großen Zuspruchs, da sie (so wie der Sozialdarwinismus vor hundert Jahren) in einer Welt zunehmender Verteilungskämpfe zwischen Arm und Reich, zwischen der ersten und der dritten Welt und nicht zuletzt zwischen Mann und Frau vielen Konservativen eine "wissenschaftliche" Begründung für ihre Ansichten, etwa über die gesellschaftliche Stellung der Frau, zu liefern verspricht. Dabei weisen die Erkenntnisse der modernen Genetik eindeutig darauf hin, daß die im genetischen Apparat gespeicherte Information um Größenordnungen unter der Informationsmenge liegt, die im fertigen Organismus und seinem Verhaltensrepertoire vorhanden ist - welche also im Laufe der Entwicklung des Individuums

von der Umwelt gekommen sein muß. Die Frage wäre also vielmehr, wie es kommt, daß sich die Individuen einer Art in den wesentlichen Zügen nicht voneinander unterscheiden, obwohl der Chromosomensatz, der vererbt wird, keine vollständige "Blaupause" des fertigen Organismus darstellen kann!

Eine Antwort darauf wird nur möglich sein, wenn man die neuen Erkenntnisse der Selbstorganisationstheorie zur Erklärung heranzieht. Dann wird der genetische Apparat eher zu einer Sammlung von Regieanweisungen, welche auf eine bestimmte Strategie der Organismusentwicklung zielen und nur deshalb so treffsicher sind, weil die von ihnen initiierten nichtlinearen biochemischen Prozesse stark durch ein Netz von positiven und negativen Rückkopplungen stabilisiert und kanalisiert sind. Der Preis solcher Stabilisierungsmechanismen ist aber die Existenz von Phasen in der Entwicklung, wo die Richtung der weiteren Entwicklung sehr empfindlich von den jeweiligen Umweltbedingungen abhängt. Folglich spielen die erworbene Erfahrung und die Tradierung von Verhaltensweisen auch in Tiergesellschaften eine nicht zu unterschätzende Rolle. Schon deshalb ist ein genetischer Reduktionismus, wie er von der Soziobiologie in Hinblick auf die Evolution vertreten wird, wissenschaftlich nicht seriös.

Trotzdem besticht das Buch durch eine Fülle interessanter Beobachtungen und Erkenntnisse über die Evolution des Menschen, ihrer Sprache und ihrer Fähigkeiten. Diamond war viele Jahre in Neuguinea und erforschte dort, neben der Beobachtung der Fauna, mit viel Enthusiasmus die sozialen Verhaltensweisen der verschiedenen dort lebenden Eingeborenenstämme. Lesenswert sind auch seine Ideen zur Evolution der menschlichen Sprache, mit denen er versucht, den Abgrund zu den (scheinbar) nicht sprachlich kommunizierenden Affen zu überbrücken, oder seine Überlegungen, wie es möglicherweise biologische Umweltfaktoren waren (nämlich die Tatsache, daß sich nur wenige Tier- und Pflanzenarten richtig domestizieren lassen), welche den europäischen Menschenstämmen zu ihrer wirtschaftlichen und militärischen Überlegenheit gegenüber anderen Stämmen verholfen haben. Leider kommt aber immer wieder die genetisch-reduktionistische Denkweise zum Tragen, und zwar besonders dort, wo der Autor damit seine konservativen Ansichten beweisen will.

So wird in gut soziobiologischer Tradition aus dem Vergleich mit den Menschenaffen geschlossen, daß die Promiskuität des Menschenmannes ebenso genetisch begründet ist, wie die Ehe (wobei dieser Begriff auch unbekümmert für das Tierreich verwendet wird) und das Bestreben, seine Frau eifersüchtig zu bewachen. Dabei wird völlig unreflektiert in patriarchalischer Tradition geschlossen, daß die Männer aller Zeiten Frau und Kinder als Eigentum betrachteten und Angst vor "untergeschobenen" Kindern hatten. Damit werden alle Forschungsergebnisse über alternative, nicht-patriarchalische Sozialstrukturen in noch existierenden (und in schon ausgerotteten) "primitiven" Gesellschaften ignoriert.

Typisch amerikanisch-konservativ ist auch Diamonds Meinung, daß der Drogenkonsum des Menschen prinzipiell von Übel ist - und folglich existiert auch ein Kapitel, in dem der auf soziobiologische Weise dieses Verhalten mit dem aus der Verhaltensforschung bekannten

"Imponiergehabe" mancher Tierarten zu erklären versucht - obwohl der Drogenkonsum selbst im Tierreich nicht vorkomme. Dazu ist aber anzumerken, daß es einerseits sehr wohl genügend Beispiele von Tierarten gibt, in denen "Drogen" gezielt angewendet und teilweise sogar kultiviert werden, ja daß sogar Tiergesellschaften durch "exzessiven Drogenmißbrauch" untergehen können, wie man es von einigen Ameisenarten kennt. Andererseits ist der Drogenkonsum in menschlichen Gesellschaften sehr alt und hatte immer eine starke rituelle Komponente. Wenn man gewollt hätte, hätte man also mit eben den Mitteln der Soziobiologie auch das Gegenteil, nämlich den evolutionären Nutzen eines kontrollierten Drogengebrauchs, beweisen können.

So hinterläßt das Buch einen zwiespältigen Eindruck. Die Fülle des Materials, die vielen interessanten und zumindest überdenkenswerten Ideen und Spekulationen und nicht zuletzt das eindringliche Plädoyer des Autors für eine Wende in der Politik der Regierungen und für mehr Engagement des Einzelnen, um die drohende Umweltkatastrophe zu verhindern, machen es auf jeden Fall lesenswert. Man sollte es aber als Anregung verstehen, um durch die Lektüre anderer, nicht soziobiologisch beeinflusster, Literatur zu diesen Themen die manchmal sehr einseitigen Schlüsse des Autors relativieren zu können.

Ludwig Pohlmann, Berlin.